

# Die Mutter

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **29 (1961)**

Heft 3

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-568570>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Mutter

Nun wusste sie es also, und ich spürte in dem Augenblick, da sie ihr Gesicht abwandte, als ob die Scham die Begegnung unserer Augen unmöglich machte, wie eine ganze Welt für sie in Trümmer sank. Alle Sorge, die sie um mich gehegt, die schlaflosen Nächte an meinem Krankenbett, die Hoffnungen, Freuden und Leiden, welche sie mit mir geteilt — all das musste ihr nach dieser Eröffnung sinnlos erscheinen.

Die Hände fielen an ihrem Körper herab, Hände einer Arbeiterfrau, die nach rastlosem Tagewerk eines Abends alle Mühe nutzlos verschwendet sieht. Ich hätte sie gerne erfaßt, ihre Hände, und fest in den meinen gehalten, damit sie spürte, dass ich noch da war, so wie ich immer war, wie sie mich geliebt hatte. Und dass sich in meinem Wesen nichts geändert habe, nur dass sie es jetzt aus einer neuen Perspektive betrachten müsse. Aber ich fühlte Angst vor der Berührung, Angst vor der Möglichkeit, sie könnte mir ihre Hände entziehen . . .

Ich hatte damit gerechnet, dass ihr meine ganze Existenz im Anfang verzerrt, vielleicht unbegreiflich erscheinen würde, aber ich war erschüttert von der Fassungslosigkeit, in die meine Worte sie gestürzt hatten. Man hatte mich gewarnt; ich kannte traurige Beispiele der Entfremdung zwischen Eltern und ihren Söhnen. Aber mein Herz war so voll Vertrauen und — seit ich die Liebe kennen gelernt hatte — so voll Mut. Sie war doch meine Mutter!

Qualvolle Minuten stand sie neben mir, das Haupt zur Seite gewandt, als vermöchte sie es nicht mehr, mich anzusehen. Sie weinte nicht und kein Wort kam über ihre Lippen. Ich betrachtete sie heimlich; sie war klein und schmal und schien ganz zurückgesunken in sich selbst. Ihr Haar, graubraun und glanzlos, teilte sehr genau ein Scheitel. Ihr Haar war wie ihr Leben: glanzlos, aber nicht unschön und sehr ordentlich. Ich hatte niemals viel über sie nachgedacht. Wer denkt schon viel über seine Mutter nach, solange er sie um sich weiss, in steter Sorge, von den halbbewussten Tagen früher Kindheit bis zur beginnenden Reife in den Zwanzigerjahren. Sie war einfach da, kochte das Essen, hielt das Haus in Ordnung, sorgte dafür, dass meine Hemden gewaschen und gebügelt und meine Strümpfe gestopft wurden. Ich nahm es an, zufrieden, aber ohne die besondere Dankbarkeit, von der gesagt ist, dass sie der Kinder Pflicht sei. Mein Gott, ich liebte sie und ich hätte sie um nichts weniger geliebt, wenn sie sich manchmal ein wenig mehr Ruhe gegönnt hätte, auch wenn das auf Kosten meiner Bequemlichkeit gegangen wäre.

Ich liebte sie noch immer. Aber ich fühlte, wie ihr Schweigen sie mir entzog, wie sie fortschwebte von meiner Seite und wie die Stelle, welche sie einnahm, seit ich fähig war zu fühlen, sich in einen Abgrund von unfassbarer Leere verwandelte. Ich spürte, dass wir nicht länger so nebeneinander stehen durften, wortlos, jeder die eigene Bitterkeit verschluckend, um uns dann, nachdem wir uns gefasst in der Enttäuschung, mit vollkommener Beherrschung gegenüber zu stehen: kühl und unendlich fremd.

Sag ein Wort zu ihr, ermahnte ich mich, brich dieses unnatürliche Schweigen, das wie ein Grab alles zu verschlingen droht, was euch in den vielen Jahren enger aneinander gefügt hat, als es jemals die Tatsache allein vermag, dass du von ihrem Leibe bist. Aber ich hatte schon gesprochen. Hatte den schwereren Teil schon getan. Nun war es sie, die das Wort nehmen musste.

Da sah ich, wie ihre Schultern erbeben, kaum merkbar, wie von einer Erschütterung, die sich tief in ihrem Inneren vollzog. Ich hatte es erwartet, dennoch

war ich betroffen davon. Sie war keine von den zimperlichen Frauen, denen die Tränen allzeit locker unter den Wimpern hängen. Wenn sie weinte, dann geschah es, weil sie nicht mehr weiter wusste. Sie wartete, dass ihr jemand den Weg zeigte, der durch die Wirrnis hindurch führte, in welche ich sie gestossen. — Sie nicht auch mich, im Augenblick der Geburt, in dem alles Künftige schon beschlossen lag? —

Ich sagte es ihr. Stellte mich zu ihr in die Wirrnis, aus der wir beide herausfinden mussten. Aber ich verleugnete mich nicht. Ich brachte es nicht mehr über mich, seit ich beschenkt war von der Liebe eines Freundes, den ich wieder liebte, wie keinen Menschen zuvor.

Sie musste begreifen lernen, warum ich es ihr eröffnete. Ich brauchte einen Menschen ausser uns beiden, dem ich mein Glücklichein mitteilen konnte. Niemand schien mir dessen würdiger als sie: meine Mutter. Nicht unglücklich wollte ich sie machen, sie sollte teilhaben an meiner Seligkeit. Denn selig war ich, aufgebrochen wie die Erde im Frühjahr, überall zu blühen bereit. Die Zweifel waren abgefallen wie verdorrtes Laub aus dem alten Jahr, der Panzer, mit dem meine Angst vor Entdeckung mich gürtete, hingeschmolzen im Hauch seiner Zärtlichkeiten wie das Eis unter der Wärme, die alles Leben mit Fruchtbarkeit trinkt.

Sie hörte mir zu. Und weil sie im Lauschen zu vergessen schien, dass ich von einem Manne sprach, wurden ihre Augen hell und ihr Gesicht bekam einen heiteren, fast sorglosen Ausdruck. Bis plötzlich wieder der Schatten der Besinnung einfiel und Bangnis und Trauer ihre Miene prägten. Ihre Sorge war der Spiegel der Welt, die Meinung der anderen, die Verachtung, mit der die Gedankenlosen und Unwissenden leichtfertig verurteilen, um sich nicht der Mühe des Verstehens-Lernens unterziehen zu müssen.

Es mochte sie verwirren, dass meine Liebe sich an der Intelligenz, an der Liebenswürdigkeit, am Charme ihres Objektes ebenso entflammte wie an dem äusseren Teil seiner Erscheinung, die ich mit subjektiv empfundener Schönheit umschreiben möchte. Ich habe es seither oft erlebt, dass Aussenstehende das Wesen unserer Liebe ausschliesslich im Drang nach sexueller Befriedigung verstehen, und dass ihre Abneigung den ärgsten Stoss erleidet, wenn sie statt vertierter Geschlechtsgier der einen gleichen Liebe begegnen, die Gott allen Menschen ins Herz gepflanzt hat.

Es gelingt uns nicht immer gleich, diese Tatsache klarzustellen, denn der Schein ist von der Wirklichkeit durch eine hohe Mauer des Vorurteils getrennt. So dauerte es auch eine Weile, bis meine Mutter es begriffen hatte. Ich spürte, dass es ihr erst dann wieder möglich war, zu dem alten Verhältnis zwischen uns zurückzukehren. Aber es war noch nicht ungetrübt. Noch trübte es die Hoffnung, ich könnte mich «ändern», wenn ich nur den ernsten Willen und die nötige Energie dazu aufbrächte. Ich verstand sie. Vielleicht träumte sie von den Enkeln, die in späteren Jahren ihrer verwaisten Mutterliebe dankbare Empfänger sein würden, vielleicht sehnte sie sich aus dem mütterlichen Urgefühl heraus nach der fortlaufenden Welle, die ihre Existenz vor dem Nichts bewahren sollte, wie alle Menschen sich danach sehnen, deren Glaube an ein Jenseits durch Gott und nur durch ihn allein, zu schwach ist, als dass er ihre Angst vor dem Verlöschen im Nirwana bannen könnte.

Eines Tages machte sie den Vorschlag, einen Psychiater aufzusuchen. Ich stimmte ohne Zögern zu, in der heimlichen Hoffnung, ein aufgeschlossener Mann würde sie aufklären und von ihren Sorgen befreien.

Der Psychiater war ein freundlicher alter Herr, aber noch viel älter als er selbst waren die Kenntnisse, die er sich irgend einmal in vor-freudscher Lektüre angeeignet haben mochte. Sein Ordinationssaal glich eher der Studierstube des Faust in provinzieller Inszenierung, als einem ärztlichen Untersuchungszimmer. Auf dem Tische stand, neben zwei dicken Wälzern, ein ausgestopfter Vogel; in der einen Ecke lehnte ein Skelett und in der anderen befand sich eine Couch. Er hiess mich meine Kleider ablegen und mich auf der Couch ausstrecken. Mit gerunzelter Stirne betrachtete er mich und weil offenbar nichts fehlte, was er vermutlich zu vermissen gewöhnt hatte, schüttelte er verwundert den Kopf. Dann mass er mir Hüften, Becken und Brustkorb, verglich das Ergebnis mit Zahlen, die er in einem Buche aufgeschrieben hatte und schüttelte abermals den Kopf. Hierauf musste ich mich umdrehen und er machte sich über Schultern und Beine her. Mit einem Klaps auf jenen Teil, der sich beim normal entwickelten Menschen am höchsten erhebt, wenn er flach auf dem Bauche liegt, gab er schliesslich das Zeichen, dass die Untersuchung beendet war.

Nachdem er seine Ergebnisse umständlich und genau in ein Buch eingetragen hatte, tat er mir kund, dass ich völlig normal gebaut und daher kein Grund vorhanden sei, der mich hinderte, mich mit Mädchen, nun ja, mhm, er räusperte sich — ins Bett zu legen. — Abgesehen natürlich von meinem Willen! Um diesen zu erkunden, stellte er mir einige Testfragen. Ich entsinne mich ihrer nicht mehr so recht, da sie mir ziemlich dumm und deplaziert erschienen waren. Genau ist mir lediglich in Erinnerung, dass er es als typisch unmännlichen Zug bezeichnete, als ich bezüglich meiner Einstellung zum Soldatenberuf äusserte, dass ich dem Schiessen auf andere Menschen bei aller Freiheits- und Vaterlandsliebe keinerlei Geschmack abgewinnen könne und daher eine erklärte Abneigung gegen alles habe, was mit dem Militär zusammenhängt.

Wir redeten uns über dieses Thema einigermassen auseinander und als er nicht mehr weiter wusste, liess er meine Mutter eintreten. Ihr eröffnete er, dass es sich bei mir um keine sogenannte späterworbene abnormale Neigung handle, sondern dass diese schon in früherer Zeit ihre Ausprägung erfahren haben müsse. Dennoch sei es nicht ausgeschlossen, eine «Aenderung» herbeizuführen — wenn ich nur wollte!

Ich wäre ihm gerne an den Hals gefahren. Musste diese Feststellung aus «berufenem» Munde nicht neuerdings alles in Frage stellen? Ich sah, wie ein Schimmer von schon verloren geglaubter Hoffnung das Antlitz meiner Mutter erhellte. Aber nun war ich bereit zu kämpfen. Zu kämpfen um mich selbst.

«Fragen wir also den jungen Mann», wandte er sich salbungsvoll an mich. «Es handelt sich um eine Hormonkur. Injektionen, die ich Ihnen verabreichen könnte. Die Krankenkasse trägt natürlich einen Teil der Behandlungskosten».

«Ich bin durchaus bereit», erwiderte ich mit sehr klarer Stimme, zur Ueerraschung des Psychiaters wohl ebenso wie meiner Mutter. Die Augen des Alten erglühten in plötzlicher Begeisterung. Er streckte mir über den Tisch seine Hand entgegen und meine Mutter nickte mir verblüfft zu.

«Ich verlange zuvor nur Antwort auf eine einzige Frage», fuhr ich fort. «Können Sie mir eine Garantie dafür geben, dass der Versuch gelingt und dass ich nachher ebenso glücklich sein werde, wie ich es jetzt bin?» Und um keinen Zweifel aufkommen zu lassen, setzte ich hinzu: «Mit meinem Freund.»

Die Hand, die ich nicht ergriffen hatte, verschwand und die Augen des Mannes, der mich «heilen» wollte, wurden kalt und sachlich. In seinen Worten aber



wand er sich. «Garantie... Garantie... Garantieren kann ich natürlich für nichts. Niemand kann Ihnen da eine Garantie geben. Aber ohne den Versuch...»

Ich stand auf.

«Keine Garantie also?»

«Nein, das Risiko müssen Sie schon auf sich nehmen.»

«Ich verzichte auf Ihre Dienste, Herr Doktor! Für ein Versuchskaninchen bin ich mir nämlich zu schade.»

Während ich mich zur Türe wandte, reichte ihm meine Mutter die Hand. Ich hörte, wie sie sagte: «Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Sie haben mir eine grosse Sorge abgenommen.»

Dann standen wir auf der Strasse. Mein Blut kochte, ich war wütend. Wütend auf den Alten und seine freche Zumutung, mit seinen Injektionsnadeln mein seelisches Gleichgewicht aus dem Gefüge zu bringen, wütend auf meine Mutter, die sich aus eigener Schuld von neuem in Zweifel gestürzt hatte und wütend auf mich, der ich aus Gefälligkeit ihr und mir diesen schlechten Dienst erwiesen.

Ich war entschlossen, unser gemeinsames Heim zu verlassen. Sie wusste, wie es um mich stand, sie kannte meine Einstellung. Ich wollte ihr nicht weh tun, sie nicht kränken mit meiner Haltung, die ihr als Starrköpfigkeit erscheinen mochte, die aber nichts anderes war, als der pure Selbstbehauptungswille.

Ich wagte es nicht, mich nach ihr umzublicken. Ich fürchtete, sie würde weinen und das ertrug ich nicht mehr.

Nachdem wir eine Weile gegangen waren, schob sich ihre Hand, sanft und gütig, in meinen Arm. Sie rüttelte mich leicht, als hätte sie mir etwas zu sagen. Misstrauisch begegnete ich ihrem Blick: sie lachte mich an. Befreit und heiter, wie ich sie seit langem nicht mehr gesehen. Bleib wie du bist, schienen ihre Augen zu sagen. Aber ihr Mund sagte: «Wann wirst du mir endlich deinen Freund vorstellen?»

Da musste auch ich lachen über den Zweifel an meiner Mutter und ich presste ihre Hand ganz fest unter meinen Arm, dass es ihr bestimmt weh getan haben musste. Aber sie sagte kein Wort.

*Herbert.*

## Appell an die Elite

Es gibt anspruchslose Menschen.

Zu viele dieser Kategorie gibt es leider auch unter uns. Viele trinken ihr Bier in einem Freundschaftslokal, werfen ihr Kleingeld in die Musikbox, um sich mit schmachtenden und schmalzigen Schlagern berieseln zu lassen, versuchen die launische Dame Fortuna zwischendurch einmal am Glücksspielautomat und sonnen sich im übrigen im Glanze eitler Selbstzufriedenheit. Wenn ihnen schliesslich gar eine Bettbekanntschaft an der Bar unter den Arm hakt, dann haben sie mehr wie «Schwein» gehabt. Es wimmelt in unseren Kreisen von Leuten solcher Art, und wenn man sie aus einer beschaulichen Ecke, eben des Freundschaftslokals heraus, eine Weile beobachtet, dann schämt man sich manchmal, dass man mit ihnen im gleichen Boot zu sitzen hat.

Für diese Leute sind nämlich die berüchtigten Paragraphen tabu; weswegen dagegen angehen, leuchtet ihnen nicht ein. Ihr Leben kennt keine Ethik, sondern nur den dilettantischen Umgang mit Lippenstift und Schminke. Sie nennen sich selber mit Betonung feminin und das ist der Freibrief für albernes Gekichere und